In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 61. Posen, den 14. März 1928. 2. Jahrg.

Bobsinen

Ein Sportroman von Jrnfried von Wechmar.

5. Fortsetzung.

Mit einem verächtlichen Blick auf die Flaschen vor seiner Nase, erhob er sich, nahm dem Kleinen die Liköre aus der Hand und stellte sie auf den Tisch zurück.

Dann sprach er, jedes Wort durch die Zähne ziehend, an dem Kleinen vorbei, während er sich in den Sessel zurückfallen ließ:

„Wir haben uns offenbar mißverstanden. Wir wollen doch nicht den ganzen Abend Schnaps trinken. Wir pflegen uns nach dem Mokka eine anständige Pulle vor die Nase zu klemmen!"

Der Kleine biß die Zähne aufeinander. Daß er auch nicht besser zugehört hatte! Gerade wollte er zu seiner Entschuldigung ansetzen, als das leise Läuten aneinanderklingender Gläser verriet, daß der Diener eingetreten war. Und der Kleine hütete sich wohl, dem Langen in dessen Gegenwart noch einmal Gelegenheit zu geben, ihn zurechtzustutzen, denn seine Erfahrungen bei Tisch lehrten ihn, daß der Lange keinerlei Rücksichten nahm.

Die Schwester hatte den Langen nur einen Augenblick mehr traurig als ärgerlich angesehen, dann war sie aufgestanden. Mit einer Schale Konfekt kam sie zurück und setzte sie auf den kleinen Tisch, den der Diener in die Mitte des Kreises gestellt hatte.

Der Diener goß ein, stellte die Flasche in den Kühler neben den Stuhl des Langen und verschwand, lautlos, wie er gekommen war.

Einen Moment herrschte jene feierliche Stille, der selbst der Profanste unterliegt, wenn ihm aus klarem Kristall das Gold des Weins entgegenlacht. Dann beugte sich der Lange zum Glase vor, und auch die anderen folgten seinem Beispiel. Mit leichtem Kopfnicken in die Runde, führte der Hausherr das Glas zum Munde, schnüffelte an der Blume und schlürfte den ersten Schluck mit der Miene des Kenners.

Auch die Schwester hatte ihr Glas erhoben. Wartend sah sie den Bruder an, ob der etwas sagen würde. Dann lächelte sie dem Kleinen zu: „Noch einmal herzlich willkommen!", und als der gedankt hatte, tranken auch sie, jeder mit guten Wünschen für den anderen.

„Wollten Sie nicht mit mir noch über die Meisterschaft sprechen?" Der Lange sah den Kleinen voll an.

Richtig, das war ja der Hauptgrund gewesen, weshalb er sich hier angesagt hatte. Verdammt nochmal, da saß er ja schön in der Tinte. Aber was half es, er mußte reden.

„Ja, allerdings," begann er zögernd, „ich habe mir da so verschiedene Punkte vornotiert: aber ich kann ja vielleicht morgen früh beim Frühstück, wenn ich den Zettel bei mir habe . . ."

„Morgen früh habe ich keine Zeit, muß zum Landrat, aber vielleicht können Sie jetzt aus dem Kopfe das Wichtigste herbeten?"

Es half also nichts, er mußte sich herausreden, so schwer ihm das auch fiel. Wenn er nur erst einen Anfang hatte, das übrige würde der Lange schon besorgen, der ihn ja doch kaum zu Worte kommen lassen würde.

Mutig griff er aus seiner Korrespondenz mit dem Klub, dem die Meisterschaft zur Austragung übergeben worden war, einen Punkt heraus, den er längst selbst erledigt hatte.

„Da schreibt mir der Generalsekretär des Schierstädter Klubs, wer denn eigentlich die Rennleitung übernimmt?"

„Aber das ist doch ganz klar! Ich verstehe die Leute nicht! Sollen ihre Nase in die Deutsche Bobfahrer-Ordnung stecken, steht ja alles haarklein drin!"

„Das wollte ich den Leuten auch schreiben," sagte der Kleine, mußte aber zugleich daran denken, daß er es ihnen vor Wochen schon geschrieben hatte.

„Ja, warum fragen Sie mich dann erst, wenn Sie alles allein erledigen wollen?"

„Aber, lieber Graf, das ist doch als reine Sportsache meine Angelegenheit als Sportwart."

„Sehr richtig, hoher Herr Sportwart" — der Lange zog die Mundwinkel herunter —, „aber warum werde ich dann überhaupt gehört, wenn Sie alles besser wissen?"

Der Kleine hätte sich ohrfeigen können, daß er gerade dieses Thema herausgegriffen hatte, das offenbar nur zu neuen Differenzen führte.

„Ueberhaupt muß ich Ihnen sagen, daß Sie wie auch der Schatzmeister mich in der letzten Zeit viel zu wenig informieren. Nur dann und wann höre ich etwas von der Sache, und gerade jetzt vor der Meisterschaft sollten Sie sich meinen erfahrenen Rat viel öfters zunutze machen, denn Sie müssen mir zugeben . . ."

„Langer, verschiebe deine Vorstandsbelehrungen auf einen anderen Termin. Oder glaubst du, daß es für uns Frauen sehr angenehm ist, das alles mit anzuhören?"

„Du kannst ja schlafen gehen, wenn es dir nicht paßt, ich hindere dich nicht daran, und auch der Kleine wird ohne deine Fürsprache weiterkommen."

Der Schwester war diese Wendung der Unterhaltung besonders unangenehm. Was ging es dem Kleinen an, daß sie sich für ihn verwandt hatte, und wie undelikat war es von dem Langen, sie beide in einem Atem zu nennen.

Noch peinlicher war es dem Kleinen. Der fühlte sich plötzlich als Mittelpunkt einer Differenz zwischen den Geschwistern, in der er nichts zu suchen hatte.

Und so sagte er das Ungeschickteste, was er in diesem Augenblick sagen konnte: „Sie haben recht, Komtesse, es muß Sie ja langweilen, wenn wir unsere Vorstandssachen hier erledigen."

„Aber dazu sind Sie ja hergekommen." Das hatte boshaft geklungen und war vom Langen auch so gemeint. So versuchte die Schwester denn zu begütigen:

„Nicht die Bobfragen und alles, was damit zusammenhängt, langweilt mich, im Gegenteil, als Bobsine interessieren sie mich genau so wie Sie. Aber ich kann es nicht vertragen, daß der Lange hier Belehrungen losläßt, die die Gemütlichkeit stören."

„Darauf kommt es auch gar nicht an; und ich sagte dir schon einmal, daß du dich nicht aufhalten lassen solltest, wenn du müde bist."

Die Schwester war aufgestanden. „Kleiner, Sie entschuldigen mich, aber ich möchte Sie nicht gern zum Zeugen eines Geschwisterstreites machen, der für Sie nichts Erfreuliches haben kann."

Die Herren hatten sich gleichfalls erhoben, und auch die alte Dame richtete sich auf.

Der Kleine war vollständig verwirrt. Das also war der Erfolg seiner Worte. Nicht genug, daß er den Langen erneut gereizt hatte, auch die Geschwister hatten sich entzweit. Und nun ging auch noch die Schwester fort, ließ ihn allein mit dem Langen hier zurück, und nahm ihm die Freude, wenigstens in ihrer Nähe sitzen zu können, eine Freude, für die er willig die Anrempeleien des Langen mit in Kauf genommen hätte.

So überhörte er in seiner Aufregung das geflüsterte: „Lassen Sie sich nicht ärgern" der Schwester und kam erst wieder zu sich, als die alte Dame und dicht hinter ihr die Schwester noch einmal am oberen Ende der Treppe auftauchten.

Dann waren sie allein.

Der Lange war schon wieder in seinen Stuhl versunken, kaute an seiner Zigarre, und blies dicke Wolken mit kräftigem Pusten in Richtung auf den Kamin.

„Da wären wir ja nun glücklich allein!"

Der Lange schob die Beine von sich und setzte sich so bequem wie möglich. Eine Weile döste er vor sich hin, dann drückte er auf den Klingelknopf neben dem Kamin, den er mit seinen langen Armen bequem erreichen konnte.

Der Diener erschien.

„Bringen Sie mir ein paar Pullen Hausmarke und den großen Kühler," und als dieser den Auftrag ausgeführt hatte, als der Schaumwein in den schlanken Kelchen moussierte, legte sich der Lange in seinen Sessel zurück.

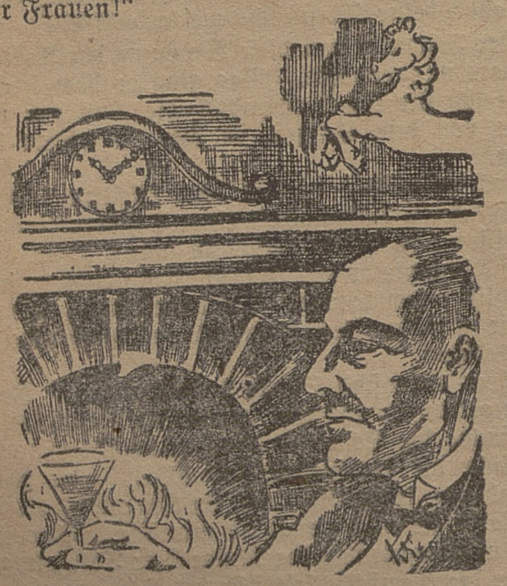
„Sekt schmeckt am besten, wenn ihn zwei Männer allein trinken. Weiber verlangen beim Sekt Liebe und Fröhlichkeit. Männer genießen ihn auch, wenn sie dabei den Schnabel halten."

„Ich bin zwar überhaupt kein Freund von Alkohol, aber ich finde, daß der Sekt doch am besten in der Gesellschaft von Frauen schmeckt, deren anregendes und oft so melodisches Geplauder erst die rechte Musik zum edlen Stoff gibt."

„Nannten Sie die Art meiner Schwester vorhin melodisch? Ich nicht. Jedenfalls bin ich froh, daß wir allein sind."

„Und ich bedaure es um so lebhafter, daß die Damen schlafen gingen."

„Jeder nach seinem Geschmack." Der Lange hob das Glas. „Na, denn Prosit! Auf die melodischen Töne keifender Frauen!"



„Ich trinke auf das Wohl der Damen dieses Hauses, insonderheit auf die Gesundheit Ihres Bobsinchens!"

„Gott, wie feierlich! Fehlt nur noch dreifaches Bobheil, Boblied und allgemeines Aufstehen, und das Stiftungsfest ist fertig."

„Jeder nach seinem Geschmack." Diesmal war es der Kleine, der es sagte, und eifrig fuhr er fort: „Der eine sieht die Welt so, der andere so."

„Das ist meistens der Fall," warf der Lange dazwischen.

„Sie mögen Ihre Erfahrungen mit Frauen haben, ich habe die meinigen. Wer von uns beiden seelisch den größeren Gewinn davontrug, möchte ich nicht entscheiden. Das Urteil, das der einzelne von uns über den Begriff „Frau" hat, ist der beste Beweis für den Typ „Frau", mit dem er sich im Leben bisher abgegeben hat. Ich denke da in erster Linie an meine liebe Mutter daheim und ihre gütige Art, dann aber auch an Ihre Schwester, deren Wesen dem meiner Mutter so ähnlich ist."

Der Lange schwieg, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit. Auch er mußte an seine Mutter denken. Die war doch aus ganz anderem Holz als die kleine, sicherlich dicke Kaufmannsfrau, mit der sich die Gedanken des Kleinen beschäftigten.

Eine stolze Frau war sie gewesen, stolz in Haltung und Gebärde. Um die Kinder hatte sie sich wenig gekümmert. Dafür hatte man Personal gehalten. Sie hatte wohl auch keine Zeit gehabt für die Kinder, denn die gesellschaftlichen Verpflichtungen, denen sie sich ganz hingegeben hatte, mochten sie überaus stark in Anspruch genommen haben.

Der Lange kannte sie eigentlich nur in großer Toilette, denn er sah sie meist nur, wenn sie den Kindern in Eile den Gutenachtkuß gab, den sie oft auch noch vergaß.

Fast schien es dem Langen, als ob der Kleine ihm da etwas voraus hatte, und je mehr er darüber nachdachte, desto mehr ärgerte ihn die Feststellung, daß hier eine Lücke in seinem Leben war, die er nicht mehr ausfüllen konnte.

Verstohlen sah der Kleine zu dem Langen hinüber. Hatte er ihm wehe getan, als er den Gedanken an die Mutter heraufbeschwor? Nichts hatte ihm ferner gelegen als dies. Und so füllte er denn die Gläser neu und wartete, daß der Lange etwas sagen würde.

Einen Augenblick herrschte eine beängstigende tiefe Stille. Die Augen des Langen schillerten grünlich hinter den zusammengekniffenen Lidern, und seine Stimme hatte einen verächtlichen Klang, als er mit einem gewissen Nachdruck die Worte hervorpreßte:

„Ein jeder redet so, wie er es versteht. Der eine sieht die Frau, besonders die Mutter, vor sich hoheitsvoll, stolz, elegant, als Mittelpunkt der gesellschaftlichen und geistigen Sphäre ihrer Umgebung; der andere denkt an seine Mutter als Hausfrau mit Pantinen, die Butterstullen schmierend, zurück. Jeder nach seinem Geschmack!"

Der Kleine war zusammengezuckt. Sollte er diese Worte auf sich beziehen? Nein! Das konnte doch nicht möglich sein, daß der Lange seine Mutter höhnen wollte.

Und so faßte er sich denn schnell wieder und sagte äußerlich ruhig:

„Ich weiß nicht, ob gerade jetzt, wo der Alkohol die Gemüter schon ein wenig erhitzt, ein Gespräch über das heilige Thema „Mutter" am Platze ist. Was ich aber dazu noch sagen möchte, ist dies: Ein jeder liebt seine Mutter, wie sie ihm in der Erinnerung geblieben ist. Ob sie nun in der Balltoilette vor unserem geistigen Auge vorüberzieht, oder ob sie als Witwe eines Arbeiters am Waschtrog ihre Tage verbringen muß. Ist sie Mutter gewesen, so werden ihre Kinder an ihr mit jener Liebe hängen, die eben nur die Mutterliebe hervorzubringen vermag."

„Sie hätten Theologe werden sollen! Donnerwetter, können Sie feierlich werden!" Der Lange lächelte sein geringschätziges Lächeln.

Der Kleine sah sich auf falschem Gleis. Was erzählte er da eigentlich Dinge, die den Langen nicht interessieren konnten.

So suchte er denn auf das Ausgangsthema zurückzukommen.

„Der plötzliche Aufbruch der Damen hat uns ganz von unseren Bobgedanken abgebracht. Um auf die Meisterschaft zurückzukommen: Wann werden Sie zum Training in Schierstädt sein?“

„Das weiß ich doch jetzt noch nicht! Glauben Sie, daß ich mir das so einrichten kann wie ihr Kaufleute? Klappe einfach mein Hauptbuch zu, übergebe den ganzen Laden meinem Prokuristen, stoppe die Taschen voll Geld und reise los? Nee, mein Lieber, unsereiner hat auch noch gesellschaftliche Verpflichtungen. Erst kommen die Bälle hier in der Gegend, dann die großen Festlichkeiten in Breslau und Berlin, und im Anschluß daran werde ich erst Zeit finden, mich für den Bobsport freizumachen.“

(Fortsetzung folgt.)

Kurzschluß.

Von Georg Grabenhorst.

Er hatte sie irgendwann einmal in irgendeinem Salon kennen gelernt, ohne besondere Notiz, hatte zu den zahllosen bekannten Gesichtern das ihre stillschweigend hinzugetan und nicht weiter hinterher gedacht, als es nicht mehr da war. Er sei doch nicht verpflichtet, pflegte er zu sagen, sich zur Kartothek seiner Bekanntschaften zu machen.

Er traf Maemy bei schönstem Schlackerschneewetter an der Omnibushaltestelle. Er hatte sie nicht gleich bemerkt, obwohl sie in ihren eleganten Pelzstiefelchen heftig vor ihm auf und ab trippelte. Aber es stellte sich heraus, daß der Omnibus überfüllt war. Sie mußten zurückbleiben. Es war durchaus Zufall, daß gerade sie es waren, die nicht mehr hineinpaßten. Der Omnibus fuhr jedenfalls davon und sie sahen sich an, ganz unwillkürlich, in jener wütenden Sympathie, die nicht viel Umstände braucht, um sich mitzuteilen.

„Guten Tag,“ sagte er. „Das ist eine Gemeinheit.“

„Guten Tag,“ sagte sie. „Das finde ich auch!“

Darauf riefen sie ein Auto an, das gerade vorüberkam, und fuhren zusammen in die Stadt. Er hatte eigentlich allerlei Geschäfte vor, aber er brachte es einfach nicht fertig, nein zu sagen, als sie unterwegs fragte, ob er auch zur Modenschau wolle. Er fuhr also mit ihr zur Modenschau und von da in die Polizei-Ausstellung. Ihr kindliches Interesse für die Marterwerkzeuge, für die verschiedenen Hinrichtungsmethoden fand er so bezaubernd, daß er sie auch noch zur Schneiderin begleitete und es ihr unmöglich abschlagen konnte, auf ein halbes Stündchen, nach all den Strapazen, mit ihr Tee zu trinken.

„Ich habe eine neue Teemaschine,“ sagte sie, und sah ihn dabei auf eine unwiderstehliche Weise an, „die Gelegenheit wäre festlich genug, sie einzuweihen!“

Nicht wahr, darauf ließ sich doch nichts anderes antworten, als gerührt und trotz aller Bedenken begeistert: ja!

Er war voller Bedenken, das müssen wir zugeben. Sie wohnte drei Treppen hoch, und der Fahrstuhl ging nicht, wie immer. Diese drei Treppen stieg er hinauf in einer höchst verworrenen Empfindung. Jede Stufe schien sich an seine Sohlen festzusaugen. Er fühlte sich festgehalten und immer mehr in die Länge gezogen. Eigentlich war es so, als ob seine Füße unten stehen geblieben waren, als ob sein ganzes Wesen zwischen zwei ungeheuren Magneten sich befand, die es langsam auseinanderzogen, als ob er auf eine gänzlich neue und eigenartige Weise komfortabel und sanft gefoltert, gemartert und hingerichtet würde. Als er oben war, lächelte er, und er tat es mit jenem verklärten Ausdruck, der gewöhnlich die beginnende Auflösung anzeigt und deshalb so schmerzlich ergreift, weil er keine Hoffnung mehr übrig läßt.

Nun, es war gemütlich bei Maemy, das ließ sich nicht leugnen. Er fand sogar, daß es ein ausgezeichneter Gedanke von ihr war, hier Tee zu trinken, anstatt irgendwo in der Stadt. Mit innigster Anteilnahme betrachtete er ihre Bilder, ihren Schreibtisch, ihre Rauch- und Schmollecke. Er ging hinüber ins Musikzimmer, klimperte ein wenig, knipste sämtliche elektrische Kerzen an, entdeckte das Grammophon, kramte im Plattenschränkchen, und als er zurückkam, klang es gedämpft hinter ihm her: „Zwischen Potsdam und Berlin in den Fichten . . .“

„Oh!“ sagte Maemy und schenkte den Tee in die Nymphenburger Tassen, die wundervoll blau waren.

Sie saßen sich gegenüber. Die neue elektrische Teemaschine auf dem Perlmuttertischchen sah süß“ aus, das fand er auch. Er fand überhaupt alles genau so, wie sie es fand. Nicht, daß er sich höflich dazu veranlaßte, sondern er war in diesem Augenblick wirklich und vollkommen überzeugt von ihr, von ihrer Teemaschine, dem Grammophon, von der molligen Wärme des gelben Kachelofens und von ihrem unschuldigen Bubengesicht. Alles war lieb und nett und seinetwegen auch süß. Sogar die Zofe in ihrem weißen Häubchen, die auf eine beglückend angenehme und dezente Art mit dem Geschirr hantierte.

„Sie ist allerliebst,“ sagte er, als sie allein waren. „Sie hat jene Vergißmeinnicht-Augen, die ich liebe, weil sie so enttäuscht aussehen. Ich finde sie so stimmungsvoll.“

Maemy antwortete nicht. Sie schien ganz mit ihrem Tee beschäftigt, mit der Teemaschine. Er betrachtete sie. Die Teemaschine und sie. Vor allem aber sie.

Es ist wahr, dachte er, sie ist unbeschreiblich süß. Diese Geste, wie sie mit zwei Fingern vorsichtig auf den silbernen Kessel tupft, ist berauschend süß. Sie hat überhaupt entzückende Hände. Verführerisch sind sie. Ich spüre die Versuchung, die sie ausstrahlten. Ich möchte ihr nachgeben, möchte nur einmal leise darüber streichen. Aber ich werde es nicht tun. Ich werde sie weiter nur betrachten. Tee trinken und mich beherrschen.

Das elektrische Licht flackerte ein wenig. Er wandte sich nach der Krone um. Er tat es nicht sehr geschickt. Er schob mit seiner Bewegung die Gabel vom Teller. Sie fiel herunter. Das eigentümlich gefangene Geräusch auf dem Teppich, dieser seltsam unentschiedene, unentschlossene, stumpfe Ton, der noch ein wenig nachhallte, und dann plötzlich abbrach, versetzte ihn in eine merkwürdige Erregung. Er hörte auf einmal, daß er geschwiegen hatte. Er horchte weit zurück bis er endlich sehr entfernt und undeutlich, seine letzten gesprochenen Worte wiederfand. Er glaubte aber gleichzeitig seine Gedanken, seine gefährlichen und bedenklichen Gedanken, laut werden zu hören. Eine beklemmende Unsicherheit überkam ihn. Er fühlte, wie etwas auf ihn zukam, dem er nicht ausweichen konnte. Er fühlte, daß etwas ins Wanken geriet, daß ihn etwas entglitt, was er durchaus nicht zu fassen vermochte. Krafthaft suchte er irgendwo eine Zuflucht, eine letzte Sicherung.

Maemy sah ihn lächelnd an.

„Darf ich Ihnen noch etwas Tee geben? Sie vergessen ihn ganz. Woran denken Sie? Sie machen so komische Augen.“

„O, ich bitte sehr! Ich dachte . . . Nein, ich dachte nichts. Ich dachte wirklich absolut nicht. Es ist . . . ich finde . . . ich habe das Gefühl . . .“

Da geschah es. Da war es geschehen. Da ging das Licht aus. Da war es dunkel. Vollkommen dunkel. Pechrabenschwarzstickendusterdunkel.

Sie hielten zusammen die Teetasse. Keiner von ihnen wagte sie loszulassen. Sie hielten sie ganz fest. Sie nahmen die andere Hand dazu. Es ließ sich nicht verhindern, daß sie sich dabei berührten, daß sie sich ein wenig aneinander festhielten. So entsetzlich dunkel war es.

„O Gott, was ist das?“, hauchte sie.

Die Tasse zitterte heftig.

„Ich glaube, das ist Kurzschluß!“

Er bemühte sich, seiner Stimme etwas Haltung und Festigkeit zu geben. Er fühlte sich dazu verpflichtet. Er fühlte die Situation als moralische Forderung. Aber die zitternde Teetasse, die kleine, liebe warme, sanft und verführerisch ausstrahlende Hand bedrängten ihn unaussprechlich innig und süß.

„Die Sicherung ist durchgebrannt,“ flüsterte er noch einmal, in der vollkommenen Verzweiflung seines Herzens.

Dann wurde es noch dunkler um sie, namenlos dunkel und unsicher. Er konnte sich nicht entschließen, ihre Hand wieder loszulassen. Er brachte es einfach nicht über sich. Er hatte ein weiches und liebevolles Gemüt. Er liebte das Leben in seinen unzähligen zärtlichen Möglichkeiten zu sehr, um eine davon freiwillig aufgeben zu können.

Nein, er war kein Mann von Entschlüssen. Er wurde es niemals. Eigentlich waren es immer Kurzschlüsse, wenn etwas passierte, und da das häufig vorkam, hatte Maemy recht, wenn sie in der Folge ihrer Freundschaft ein wenig acht gab auf die Sicherungen, die so leicht durchbrannten bei ihm.

Frihlingsschtärme.

Lyrik aus Leipzig.

(Nachdruck verboten.)

Sind de Beime voch noch gahl,
Noch gee Bläddchen draußen,
Heert mr iber Bärch un Dal
Doch dn Lenz schon brausen.

In dn Liften seift dr Fehn,
Daß de Fenster zittern.
Nee, is das bloß wunderscheen,
So ä Frihlingswittern!

Is ä Härze noch so galt
Un fast ausgeleiert,
Gommt dr Lenz mit Schturmgewalt,
Hubbt's wie angefeiert.

Lene Voigt.

„Die Maus.“

Ein Schulerlebnis.

Von Liesbet Dill.

(Nachdruck verboten.)

Wir hatten in der sechsten Klasse einen cholerischen Lehrer, der uns in der deutschen Stunde die Kommas mit Ohrfeigen einbläute. Ich machte daher in den Aufsätzen aus Angst hinter jedem dritten Wort gewissenhaft ein Komma, ob es hinpaßte oder nicht. Bei einem Komma zuviel bekam man keine Ohrfeige.

Dieser Lehrer, den wir sehr fürchteten, war Montags immer schlechter Laune; dann redete er uns mit Tiernamen an, zum Beispiel: Steh auf, Kamel" oder: „Schmidt, Kalb Moses". Dann erhoben wir uns und sagten: „Ich bin kein Kalb!" Sonnabends war er meist guter Laune, dann redete er uns in Versen an, zum Beispiel: „Müller, vom Triller" oder: „Anna Stiel, weiß nicht viel."

Einmal schlug er mir das Heft um die Ohren, weil ich Maus mit einem langen „ſ" geschrieben hatte, und befahl mir, nachzusitzen und hundertmal richtig „Die Maus" zu schreiben. Als die Schule aus war und die Mittagsglocken läuteten, saß in einer heißen Klasse in den leeren Schulbänken ein kleines Mädchen und schrieb „Die Maus" . . .

Aber das Schreckliche war, er hatte mir das mysteriöse Wort so oft ins Ohr vorbuchstabiert, daß ich, als ich nun vor meinem leeren Heft saß, nicht mehr wußte, wie es richtig war. Mit einem langen „ſ" sah es so wunderlich aus, und mit einem „ß" schien es mir auch nicht das Richtige, mit einem Ringel-s sah es noch am natürlichsten aus . . . Fragen konnte ich niemand, denn die Schulklassen waren alle leer. So schrieb ich denn, nach einem verzweifelten Entschluß, um wenigstens nicht alles falsch zu machen, die Maus fünfzigmal mit einem Ringel-s und fünfzigmal mit einem langen „ſ".

Als der Lehrer am anderen Tage dieses Heft erblickte, geriet er in fürchterliche Wut. Er sagte, ich sei das niederträchtigste Geschöpf der ganzen Stadt, und er wolle mich bestrafen, „daß es krache". Und es krachte auch tüchtig. Seitdem habe ich gelernt, wie man „Maus" richtig schreibt . . .

Wedekind-Anekdoten.

Zum zehnjährigen Todestage des Dichters am 9. März.

Als Langen der „Simplizissimus" gründete, bezahlte er seine Mitarbeiter sehr schlecht. Einmal saßen seine Redakteure im „Stephani" mit hängenden Köpfen. Da kam Justizrat Rosenthal, der sich gern mit Journalisten und Literaten sehen ließ. Er ahnte die Not der „Simplizissimus"-Redaktion, griff in die Westentasche und sagte nobel:

„Meine Herren, Sie waren so liebenswürdig, mir kürzlich jeder 10 Mark zu leihen. Ich freue mich, Sie Ihnen heute zurückgeben zu können", und er legte jedem 10 Mark auf den Tisch.

Da stand Frank Wedekind auf und sagte mit eisernem Gesicht: „Verzeihung, Herr Justizrat, von mir hatten Sie sich doch 20 Mark geliehen!"

*

Bei der Erstaufführung von Wedekinds „Marquis von Keith", in welcher der Dichter als Darsteller mitwirkte, war das Theater, besonders das Parkett, sehr schwach besucht. Nach dem 2. Akt setzte ein tumultuarischer Lärm der Ablehnung ein. Da trat Wedekind vor den Vorhang, und mit seiner sonoren bajuvarischen Stimme ins Parkett: „Verhalten Sie sich dort unten ruhig, wir sind hier oben in der Mehrzahl!"

*

Tilly Wedekind erzählte: „Als Karl Krauß vor einem geladenen Publikum die „Büchse der Pandora" aufführen wollte, suchte er sich von allen Theatern Wiens die Darsteller zusammen. Ich war damals Anfängerin am Jubiläums-Theater. Alles war in Ordnung, nur die Lulu war nicht zu finden. Kraus überlegte lange. Eines Tages sagte er: „Vielleicht kann es die kleine Mewes." Und tatsächlich, er gab mir die Lulu. Der schicksalsschwere Tag der Aufführung kam. Im Zuschauerraum saßen Reinhard, Brahm und Barnowsky. Bei wem würde wohl mein Schicksal, meine Laufbahn liegen?

Doch mein Schicksal war mir noch näher: Frank Wedekind stand neben mir auf der Bühne. Von glühendem Lampenfieber verwirrt, nahm ich mein Schicksal mit offenen Armen auf und gab Wedekind einen Kuß . . .

Ich spürte doch, bei wem mein Schicksal lag."

*

Wedekind schrieb einem Freunde: „Du hast doch den kräftigen, gesunden Heldenspieler X. gekannt? Stelle dir vor! Gestern essen wir noch zusammen im Restaurant Mittag; er war ganz wohl, heiter, seiner Sinne vollkommen mächtig, aß mit Appetit, scherzte und lachte. Zwei Stunden darauf . . . hat er geheiratet."

*

Wedekind gastierte in Köln an dem Kleinen Deutschen Theater. Eines Tages kam er empört ins Café an der Breiten Straße. Er sollte am kommenden Sonntag in einer Matiné Lieder zur Laute singen, und er hatte eben die Ankündigung gelesen. Er fand, daß gar keine richtige Abmachung vorläge, und daß die Ankündigung ein eigenmächtiger Vorgang der Direktion sei, quasi ein Vergewaltigungsversuch an seiner Person. Man fragte ihn, worauf er seinen Verdacht stützte. Da sagte er mit einem Blick, in dem etwas von monotonisch-fanatischem Mißtrauen war: „Ich habe gleich moralischen Unrat gerochen!"

*

Wedekind konnte die wortreichen Barbiere nicht leiden und mied sie, wo es nur ging. Als er eines Tages das Haar schneiden lassen mußte, fragte der Haarkünstler: „Bitte, wie wollen Sie das Haar geschnitten haben?"

Frank antwortete: „Schweigend!"

Das „gute Herrchen".

Von Paul Keller.

Ich verstehe die Psyche meines Dackels ganz genau. Kommt er von seinem Ausgang nach Hause und hat er so ein gewisses Leuchten im Auge und eine so gewisse wohlig-dankbare Bewegung in seinem Schwanze, dann ist ihm unterwegs etwas Vorteilhaftes widerfahren er hat ein „gutes Herrchen" oder „gutes Frauchen" getroffen, die ihm eine Wohltat erwiesen haben. Das sieht man ihm an. Jawohl! Eines Tages kommt Seppl, der mit Klara einkaufen war, nach Hause als strahlens Bild beglückten Weltmitbewohners. Er sieht aus, als hätte er in der Hundelotterie einen hohen Treffer gemacht.

Klara aber berichtet: „Ich habe ihn vor der Wildhandlung, in der ich einkaufen mußte, angebunden. Er hatte Maulkorb und Leine. Als ich aus dem Geschäft herauskam, war Seppls Maulkorb verschwunden. Eine Frau, die gegenüber wohnt, sagte mir, es sei ein Mann gekommen, von dem sie — die Frau — annahm, er gehöre zu dem Hunde, der Mann habe dem Hunde den Maulkorb ganz sanft abgenommen, und der Hund sei an ihm hochgesprungen und habe ihm die Hand geleckt. Der Mann habe den Hund gestreichelt und sei mit dem Maulkorb (3,75 Rm. hat er gekostet) davongegangen." — —

Seppl stand immer noch strahlend vor mir, er erzählte mir, einem wie „guten Herrchen" er begegnet sei. Ich langte seufzend 3,75 Rm. für einen neuen Maulkorb aus der Tasche; denn unser Magistrat versteht keinen Spaß mit unbemaulkorbten Hundebesitzern.

(Aus dem Märzheft der von Paul Keller herausgegebenen illustrierten Monatsschrift „Die Bergstadt".)

Der Zeitungsroman.

Mit dem edlen Mütterchen geht es nach achtzigjährigem arbeitsamen und frommen Leben zu Ende. Der Sohn sitzt an ihrem Bette und sagt tröstend: „Na, Mutterle, du brauchst dich vor dem Sterben ja wahrhaftig nicht zu fürchten." — „Ich fürcht' mich auch gar nicht," sagt das Mütterchen, „ich möchte bloß so lange leben, bis in der Zeitung der Roman aus ist."

(Aus dem „Bunten Bogen" der „Bergstadt".)

Aus aller Welt.

Zwischenfall beim Stierkampf. Bei einem spanischen Stierkampf ereignete sich kürzlich ein nicht alltäglicher Zwischenfall. Der bereits stark gereizte Stier, dem eben der Picador die Lanze in den Nackengebohrt hatte, setzte mit mächtigem Sprung über die die Arena umgebende Bretterwand und gelangte so in den Laufgang zwischen Zuschauerraum und Arena, in der Sanitätspersonal, Polizisten, Feuerwehrleute, Photographen, sowie Nüsse- und Wasserverkäufer den Vorgängen des Kampfes folgten. Alles rettete sich so schnell es ging mit panikartiger Hast über die schützende Bretterwand. Nur ein wohlbeleibter Feuerwehrmann, de mes nicht so schnell gelingen wollte, hinüberzukommen, raste in komischen Sprüngen vor dem Stier her, den Gang entlang. Er wäre verloren gewesen, wenn nicht plötzlich eine Tür geöffnet worden wäre, durch die der Stier in die Arena zurückgeleitet wurde. Ausführliches über dieses Ereignis findet sich in der neuesten Nummer des „Illustrierten BlBattes" (Nr. 11) Frankfurt a. M., in einem Artikel: „Ich photographiere während des Stierkampfes". Aus dem reichen Inhalt dieser Nummer verdient weiterhin ein großer Bilderartikel von Karl Heiland: „Ich filme in Japan" Erwähnung. Auf zwei Seiten werden überraschend gute Leistungen von zeichnenden und malenden Kindern vorgeführt. Auch sonst ist die Nummer unterhaltend und abwechslungsreich. Da sieht man einen boxenden Bürgermeister und einen Harfe spielenden Boxer. Man sieht einen fast zur Maschine gewordenen Menschen, der 50 Jahre lang die gleiche Arbeit verrichtet hat und einen künstlichen Maschinenmenschen, der auf mündlich gegebene Weisung eine ganze Reihe komplizierter Verrichtungen ausführt. Alle Tagesereignisse der letzten Zeit, wie zum Beispiel das Sprengstoffattentat auf das Reichsentschädigungsamt, ifnden ihre bildmäßige iWedergabe. Eine Theaterseite unterrichtet über die letzten Berliner Premieren; auch der Humor ist reichlich vertreten. Das Heft ist Anfang der Woche überall zu 20 Pfennig zu haben.

Fröhliche Ecke.

Auf dem Kasernenhof. „Was sind Sie eigentlich in Zivil, Einjähriger?" — „Künstler, Herr Sergeant!" — „Das sagt jar nischt, „Künstler"!" — „Ich bin Konzertpianist, Herr Sergeant." — „Nu pusten Se sich bloß nich so uff, Mensch. Euch „Künstler" kenn' ich schon: kratzt en paar Tonleitern uff der Geige zusamm'n un schimpft euch pampig „Konzertpianist", ihr Brüder, ihr!"

Bataillonsbefehl. Das Angeln im Kommandantenteich wird strengstens bestraft. Außerdem ist das Betreten teilweise lebensgefährlich.

Bitter. Sie: „Der Zahnarzt hat mir sämtliche Zähne gezogen!" — Er: „Aber die Zunge hat er noch drin gelassen!"

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.